



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Peters: Hölderlin

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Einwanderern drohen, gewürdigt. Der letzte, von G. Zoppi, schildert mit rücksichtsloser Konsequenz und einem Freimuth, wie wir sie bei reichsdeutschen Politikern leider nicht zu oft begegnen, die Gefahren, die der echten Demokratie von der extremen Demokratie drohen. Etwas aus dem Zusammenhang des Ganzen fällt der Aufsatz des Wiener Sozialisten Prof. L. M. Hartmann „Die Anschließfrage in Osterreich“. Zwar bedeutet es auch ein Stück aus dem notwendigen Kampf gegen den Völkerbund, wenn hier das Eingreifen der Entente gegen den Anschlag geschildert wird. Und man darf sagen, es muß weit gekommen sein, wenn ein Sozialist sich genötigt sieht, wie hier Hartmann, das Geständnis abzulegen: „Im Auslande glaubt man alle Erscheinungen, die deutlich genug die Unmöglichkeit des gegenwärtigen Zustands dartun, mit der Annahme alldeutscher Mächenschaften und Kulissenschiebereien abtun zu können. Es gibt Demokraten, die ihr Gewissen mit dieser Phrase beruhigen.“ Aber es ist Verschwendung, wenn Hartmann sich dann doch in breiten Angriffen gegen die Bismarcksche Politik ergeht, von der „Bismarcksche Ideologie“ spricht, überflüssige Seitenhiebe gegen die österreichischen Deutschnationalen austeilt und alles Gute nur von der „Demokratie“ herleitet und nur ihr dienstbar machen will. Er mag wohl geglaubt haben, in einem Schweizer Organ in diesem alten demokratischen Jargon, wie ihn die Westmächte bei uns verlangen, reden zu müssen. Allein die Schweizer Leser der „Monatshefte“ sind über solche Kinderkrankheiten hinaus; sie werden darüber lächeln. Zur Widerlegung Hartmanns sei auf die knappe Darstellung des Werks von 1866—71 hingewiesen, die der Marburger Privatdozent S. Köhler in den „Preussischen Jahrbüchern“ Bd. 185, S. 32 ff. kürzlich gegeben hat.

Zum Schluß sei notiert, daß der Herausgeber der Monatshefte, Dr. Ohler, eine eindrucksvolle Kritik des Völkerbunds in einer besonderen kleinen Schrift „Das Ergebnis von Genf“ (Olten [Schweiz], Verlag von Otto Walter) gegeben hat.



Hölderlin

Von Dr. Peters



Wenn im Kreislauf der Zeiten ein- oder anderthalb Jahrhunderte dahingerauscht sind, so erwachen für eine kurze Spanne Zeit unsere großen Meister aus dem ehernen Schlafe ihrer Klassizität und trinken für wenige Tage oder Monde von dem belebenden Blute der allgemeinen Aufmerksamkeit der Nachwelt. Schnell genug ist der schemenhafte Zug durch Zeitungen und illustrierte Blätter vollendet, und und wieder versinkt das Haupt im Tode, der oft bitterer ist, als der leibliche, denn es ist die tödliche Undankbarkeit und Gleichgültigkeit der Nachkommen ihres Volkes, für das sie gelebt und gewirkt haben. Das kaleidospartige Bild

unserer Zeit und unserer Zeitungen, in dem dieser Brauch ein Steinchen darstellt, spiegelt im Grunde das Wesen der ganzen geistigen Struktur der heutigen Menschheit wider. Gar leicht ist ein nachdenklicher Beobachter geneigt, das Widersinnige solcher Erinnerungen zu empfinden und bitter zu verspotten; aber dennoch ist auch in diesem Falle das Gewordene nicht sinnlos, sondern birgt einen tiefen Gedanken, mag er auch noch so versteckt liegen. Wir unnatürlichen Kinder des 20. Jahrhunderts empfinden in dem steinernen Gefängnisse der Großstädte kaum noch den harmonischen Rhythmus der Jahreszeiten vom Frühling zum Winter, und doch ist das Jahr auch für unser Empfinden eine Einheit, ein geschlossener Ring, und keiner von uns kann sich dem Gefühl des neuen Anfangs am Neujahrsmorgen entziehen. Wie aber das Jahr in der Reihe der Monate die Kreise birgt, die seine Sphäre ausfüllen, so ist es auf der anderen Seite selbstverständlich, daß auch das Jahr nur ein Teil eines größeren Ganzen ist. Welche Spanne die Natur diesem Größeren zugemessen hat, wage ich nicht zu entscheiden, aber für das Empfinden unseres geistigen Lebens liegt es in dem Begriff des Jahrhunderts. In der Form einer Spirale geht unsere Entwicklung aufwärts, so glaubte Goethe, und selbst wenn der Skeptiker die Spirale zum Kreise werden läßt, bleibt doch die Tatsache bestehen, daß die Menschheit nach bestimmten Zeitspannen wieder denselben Punkt erreicht. So kann uns der Brauch unserer Gedenktage wie eine verworrene Erinnerung an diese ewige Sägung der Natur erscheinen und bedeutungsvoll werden.

Nicht jedem mag dieser Versuch der Verbindung von Menschentum und Natur glaublich erscheinen; dem Manne aber, dem diese Zeiten gelten, wäre die Art der Betrachtung kaum unsympathisch gewesen. Es ist Hölderlin, der wie kaum ein zweiter in unserer Literatur die Einheit der Natur mit dem eigenen Ich empfunden hat. Die Natur ist die große Künstlerin, alle Menschenkunst ist nur das Suchen des Kindes nach der Mutter. Da taucht der Gedanke auf: Läßt sich denn nicht auch in dem Leben des einzelnen Menschen, des Menschen, der doch die Krone der Schöpfung ist, ihre künstlerische Hand erkennen? Es wäre eine schöne Aufgabe, in dem Leben eines harmonischen Menschen, wie Goethe es war, diese architektonische Klarheit eines langen Lebens nachzuweisen, wie die drei Menschenalter, die ihm auf Erden vergönnt waren, sich durch die Übersiedlung nach Weimar und den Tod Schillers abgrenzen, wie jedes dieser Menschenalter seinerseits wieder durch den Übertritt vom Kindes- ins Studentenalter, durch die italienische Reise und endlich durch die Marienbader Elegie als die letzte jugendhafte Liebe des alten Dichters sich in zwei Teile zerlegt. Wollte man diese Lebenslinie schematisch darstellen, fürwahr, auch in dem klaren Spiel der Linie könnte man den Finger der Künstlerhand erkennen.

Anders bei Hölderlin. Nicht jeder Baum wächst harmonisch zum Lichte. Aber die Linie, die Hölderlins Leben zeigt, ist auch für ihn mehr als ein Scherz oder eine Gedächtnishilfe, sie wird zu einem Symbol seiner ganzen Persönlichkeit. Am 20. März 1770 erblickte er das Licht der Sonne, am 7. Juni 1843, in einer milden Mondnacht, ging der müde Geist zu seinem Ursprung zurück. 73 Jahre werden von diesen beiden Daten umschlossen; wie sind sie gegliedert? Man kann im Einzelnen und Kleinen verschiedener Ansicht sein, die großen Phasen sind klar erkenntlich. 1793 verließ er die Mauern des alten Augustinerklosters

in Tübingen, des Stiftes, das er wie keine zweite Stätte Deutschlands die Mutter großer Männer gewesen ist. Am Karfreitage des Jahres 1802 schrieb er seinen letzten Brief aus Bordeaux an die Mutter, einen Trostbrief zum Tode der Großmutter; Anfang Mai verließ er die Stadt an der Garonne, kein Zweifel: der Wahnsinn hatte sich auf sein Haupt gesenkt, und die Schatten ließen ihn bis zu seinem Tode nicht wieder los, wenn auch in der ersten Zeit noch Sonnenstrahlen der Hoffnung den Nebel durchbrachen. Das sind drei große Perioden. Ungleich verteilt sind die sieben Jahrzehnte: reichlich zwei von ihnen gehören der Kinder- und Jugendzeit, ein einziges knapp gemessenes von 1793—1802 bildet den Höhepunkt seines Lebens, an der Spitze dieser Krone strahlt der edle Diamant seiner Liebe zu Diotima; die letzten vier Jahrzehnte aber gehören dem dumpfen, so unendlich langsamen Abstieg zum Grabe. Wer sich diese Lebenslinie in Gedanken aufzeichnet, wird keine Freude an ihrem Gleichmaß haben, aber unwillkürlich wird ihn das Unsymmetrische den wahren Kern der Hölderlin'schen Tragödie ahnen lassen.

Leben und Werke sind bei keinem Menschen zu trennen, bei wenigen aber tritt ihre Verbindung so klar hervor wie bei Goethe und Hölderlin. Goethes Werke sind eine fortlaufende Reihe von Konfessionen, Hölderlins Hyperion ist ein einziges Selbstgespräch. Stolz und schüchtern, kraftvoll und verzagt strebte der junge Geist empor. Natürlich ist es, daß im Frühling des Lebens das Bewußtsein seiner Kraft das Übergewicht hatte. So stehen hier die „Hymnen an die Ideale der Menschheit“. Ist es nicht, als wenn dieser Titel allein genüge, um des Dichters Streben zu erkennen? „Meine Liebe ist das Menschengeschlecht, freilich nicht das verdorbene, knechtische, träge, wie wir es nur zu oft finden auch in der eingeschränktsten Erfahrung. Aber ich liebe die große schöne Anlage auch in verdorbenen Menschen. Ich liebe das Geschlecht der kommenden Jahrhunderte, denn dies ist meine seligste Hoffnung, der Glaube, der mich stark erhält und tätig, unsere Enkel werden besser sein als wir, die Freiheit muß einmal kommen, und die Tugend wird besser gedeihen in der Freiheit heiligem, erwärmendem Lichte, als unter der eiskalten Zone des Despotismus.“ So hat er's ausgesprochen; Jugend aber und Begeisterung und Schillers Vorbild ließen ihn den Klang stolzer Hymnen finden.

In der Mitte seines Lebens steht sein großer Roman; „Hyperion oder Eremit in Griechenland“ heißt der Titel. Wunderliche Verbindung! Hölderlin kannte und liebte seinen Homer. Noch in der Zeit seiner Amnachtung hatte er sich diese Liebe bewahrt. Einmal begegnete ihm der Professor Conz. Er wollte ihm eine Freude machen und zog den Homer aus der Tasche. Da suchte Hölderlin eine Stelle auf, und als Conz ihm dieselbe vorlas, wurde er „ganz entzückt“, wie Tischlermeister Zimmer an die Mutter schrieb. Homer nun legt den Beinamen Hyperion dem Helios bei, dem Sonnengotte, dem strahlenden Gestirne des Tages, dem Gotte, der alles sieht und mit seiner Kraft durchdringt. Und dieser selbe Titel stellt daneben den Eremiten. Ist es nicht, als wenn die beiden Seelen, die in Hölderlins Brust wohnten, hier im scharfen Gegensatz nebeneinander stehen?

Und endlich die letzte lange Zeit des Wahnsinns. Nach seiner Rückkehr aus Frankreich schrieb er in Nürtingen die „Nachtgefänge“, und der erste der Nachtgefänge heißt „Andenken“ und der letzte „Patmos“. Jedes erklärende Wort wäre überflüssig, ja mehr als das, es wäre eine Profanierung.

Jedes menschliche Leben, auch das im kleinsten Kreise verlaufende, ist ein Duell des Ichs mit dem Schicksal, des Einen mit der Umwelt. Aber dieser Gedanke muß nach zwei Richtungen hin vertieft werden, wenn er in Wahrheit zu einer Quelle der Erkenntnis werden soll. Zunächst ist das Ich, der Mensch, wirklich als eine Einheit und Gesamtheit anzusehen. Der geistigen Richtung unserer Zeit widerstrebt, diese Anschauung, wenn auch die Sehnsucht danach brennend genug vorhanden ist. Der Mensch ist keine Summe von verschiedenen Eigenschaften, die man der Reihe nach aufzählen könnte, nicht einmal die Trennung von Geist und Körper ist erlaubt, nein, diese ganze Persönlichkeit, die Johann Friedrich Hölderlin hieß, ist in ihrer Gesamtheit zu betrachten. Und wenn es nicht gelingt, sie in ihrem tiefsten Wesen mit einem Worte zu bezeichnen, das die Idee Gottes träge, die sich gerade in diesem Menschenkinde offenbarte, so wollen wir uns bei dem Einzelnen doch immer bewußt sein, daß es nur ein Einzelnes ist, daß aber dies Einzelne, weil es nichts weiter ist als eine Seite des Ganzen, als eine Spiegelung des Diamanten, doch auch das Ganze erkennen läßt. In diesem Sinne ist es recht und wertvoller als die Lektüre vieler Bücher über Hölderlin, dem Menschen selbst ins Auge zu blicken. Wir wissen, wie Carlyle sich von den Personen, die er darstellen wollte, vor allem Bildnisse zu verschaffen suchte und sie lang und eingehend studierte. Wir wissen, wie Goethe im Winter 1777 einmal ganz heimlich eine Reise unternahm, um zu sehen, welchen Körper sich der Geist eines Menschen gebildet habe, dessen schriftliche Seelenenthüllungen seine Neugier erregt hatten. So soll die Physiognomie wieder zu Ehren kommen, nicht in der Verzerrung einer lokalen Bestimmung von Kräften und Trieben, sondern in dem naiven Anschauen, das uns Sympathie oder Antipathie, Edles und Gemeines meist auf den ersten Blick und meist unausrottbar in die Seele drückt, mag der Verstand späterhin sagen, was er will.

Auf der anderen Seite aber ist das Schicksal keine fremde Macht, die dem Menschen gegenübertritt, um ihn zu erheben oder zu zermalmen. Es bedarf keiner weitgehenden Studien über den Geist des Jahrhunderts, die politischen Zustände oder den Charakter der Freunde: in der eigenen Brust des Menschen lagen auch bei Hölderlin die Sterne seines Schicksals, und was scheinbar von außen her das Rad seines Lebens bewegte, stärkende und vernichtende Kräfte, es waren nur die Seiten seines eigenen Wesens, die objektiviert nun leibhaftig in der Gestalt von Freunden oder Spöttern, von Teilnahmslosigkeit oder Krankheit, von zerschlagenen Hoffnungen und dem ewig gleichen bitteren Schluß nach freudevollem Anfang ihm entgegentraten. Schicksal ist die Verkörperung des Kampfes, der in der eigenen Seele sich abspielt. Damit wird das ganze bunte Bild eines Lebens, so unfassbar in den mannigfachen Gestalten verauscheter Menschen, von denen wir höchstens die Namen kennen, zurückgedrängt in die Brust des Einen, und mehr denn je fühlen wir die Einheit des Menschen.

Bei dem Namen Hölderlin denken wir unwillkürlich an einen sanften feinen Jüngling mit Lockenhaar und sehnsüchtigen Augen. Es ist derselbe Eindruck, wie ihn der neunjährige Rehfuß, der spätere Rector der Bonner Universität, einst bei einer musikalischen Aufführung im Stift gehabt hat: „Merkwürdigerweise ist mir von diesen Musikaufführungen niemand im Gedächtnis geblieben als

der unglückliche Hölderlin. Er spielte die erste Violine, und ich hatte als erster Sopran meine Stelle neben ihm. Seine regelmäßige Gesichtsbildung, der sanfte Ausdruck seines Gesichts, sein schöner Wuchs, sein sorgfältiger, reinlicher Anzug und jener unverkennbare Ausdruck des Höheren in seinem ganzen Wesen sind mir immer gegenwärtig geblieben. In meinem Gedächtnis steht er, mit der Violine in der Hand und dem Ausdruck der nickenden Hinwendung zu mir, wenn ich mit meiner Stimme enthalten sollte.“ Aber schon die einfache Tatsache, daß dieser Hölderlin die deutsche Sprache mit ungeheurer Kühnheit und Kraft beherrschte, mußte uns auf den Gedanken bringen, daß der sanfte Ausdruck nur die eine Seite seines Wesens war. Für die wilde Glut, die unter der sanften Oberfläche im Innern funkelte, finden sich genug Spuren in seinen Briefen und Gedichten. Er bäumte sich gegen die vorgeschriebenen Schritte des Klosters auf. „Das Stipendium riecht durch ganz Württemberg und die Pfalz herunter mich an, wie eine Bähre, worin schon allerlei Gewürm sich regt,“ schreibt er einmal. Und wenn wir sein Gesicht betrachten, verstärkt sich der Eindruck. Schön und zierlich sind die Locken, wundervoll fein und sanft die Linien des Gesichts und besonders die Augenbrauen, die hohe Stirn und die edle Form der Nase mögen mehr die geistige Bedeutung des Menschen zu erkennen geben, aber die Augen und ganz besonders der Mund können nicht trügen. Die Lippen und der Schnitt des Mundes haben viel Ähnlichkeit mit dem Goethes, und hier wird der Eindruck zu einer ganz bestimmten Vermutung. Immer und immer wieder ist die Reinheit das Beiwort, mit dem man Hölderlin auszeichnet. Auf einem der wenigen Briefe, die uns von seiner Hand an Diotima erhalten sind, stehen auf der Rückseite des unvollendeten Schreibens die Worte: „Reines Herzens zu sein, das ist das Höchste, was Weise erfassen, Weisere laten.“ Blasphemie wäre es, die Reinheit anzugeißeln, ja mehr als das, es wäre eine Dummheit, aber der Sieg des reinen Herzens wird nur um so größer, wenn wir es aussprechen, daß Hölderlin sich diese Reinheit nur in schwerem, immerwährendem Kampfe mit der starken natürlichen Anlage bewahrte. Auch Goethe und Schiller waren sinnliche Naturen. Ein heute fast vergessener Philosoph, Baader, hat einmal in geistreicher Weise den geistigen Erkenntnistrieb mit der natürlichen Zeugungskraft in Parallele gesetzt, vielleicht liegt hier die Wurzel. Schiller überwand den Dämon und fand den Weg zur höchsten Sittlichkeit, Goethe tauchte in alle Tiefen, aber die Kraft, sich poetisch von dem Erlebnis zu befreien, stellte das geistige Gleichmaß wieder her; Hölderlin errang den Sieg, aber der Geist zerbrach darüber. Rein äußerlich kann es nicht zweifelhaft sein, daß die Frauen einen großen Einfluß auf ihn hatten. Luise Nast, Elise Lebet, Frau von Kall, Diotima-Gontard sind die Namen, und daß eine Lebet darunter war, bedeutet viel. — Nun könnte man als schlagenden Beweis gegen diesen Gedanken darauf hinweisen, daß die Sinnlichkeit in Hölderlins Werken und Gedichten auch nicht die geringste Rolle spielt. Ach nein, gerade dies Verschweigen beweist eher das Gegenteil. Es gibt eine Reinheit und Zartheit der Seele, die auch nicht mit einem Worte diese Dinge zu berühren wagt, als fürchte sie, daß auch der leiseste Hauch den zarten Schimmer der Blume verwehen könnte; es gibt eine Keuschheit, die selbst einen unreinen Gedanken als Sünde empfindet.

Waterlos ist Hölderlin herangewachsen, selbst der zweite Vater, den die

Mutter ihm schenkte, der Kammererrat Gock, wurde ihm bald wieder entzogen. Auch dies ist mehr als Zufall. Im ganzen Leben Hölderlins können wir immer wieder beobachten, wie ihm die feste Hand gefehlt hat, die den Knaben lenkte, bis sie das Steuer den eigenen Händen des Jünglings hätte anvertrauen können. Wohl faßte er mehrmals den Entschluß, das leidige Studium der Theologie mit der Jurisprudenz zu vertauschen, aber schließlich konnte er sich doch nie dem Bitten seiner Mutter entziehen. Ganz am Ende, kurz vor der Katastrophe, in seiner vorletzten Hauslehrerstelle in Hauptwyl, hat er es einmal bligartig erkannt, daß das ewige Beugen vor fremden Gewalten ihm im Grunde sein Leben vernichtet hat. Aber da war es zu spät, der 31jährige Baum konnte nicht mehr anders wachsen.

Und endlich das letzte schwerste Problem dieses Lebens, der vierzigjährige Wahnsinn? Wie konnte eine göttliche Vorsehung dieses scheinbar sinnlose Verdämmern und Hinvegetieren eines genialen Menschen zulassen? Wir Sterblichen können nicht die Gedanken Gottes erkennen, unbegreiflich bleibt uns das Genie, und Gott ist nach Hamanns tiefsinnigem Worte ein Genie. Wären wir instande dazu, wir wären Götter, und doch kann selbst ein Faust nicht einmal den Anblick des Erdgeistes ertragen. Aufzeigen aber können wir, wie auch dies Schicksal in der Wesensart des Menschen begründet lag, und wie auch hier das Äußere nichts weiter ist als die Objektivierung des Inneren. Nicht an medizinische Betrachtungen über Vererbung ist hier gedacht, es sollen nicht die Spuren des Verhängnisses aufgezeigt werden, wie sie sich von der Sehnsucht und Rastlosigkeit der Knabenjahre bis zum Ende verfolgen lassen, nein, nur ein paar konkrete Handlungen des Menschen sollen als Symbol angeführt werden.

Geradezu typisch für Hölderlin ist es, daß er an jedem Orte, an den ihn die Wanderung seines Lebens führte, anfänglich sich äußerst wohl fühlte und in den überschwenglichsten Ausdrücken dieser Freude Ausdruck gab. Mag das nun in Waltershausen bei Frau von Kalb, mag das in Jena in der Nähe von Fichte, Schiller und Goethe oder in Hauptwyl im Angesicht der Alpen oder in Frankreich sein, immer folgte auf die Freude und Begeisterung der ersten Zeiten gar bald der Umschwung, der Abstieg zur tiefen Verstimmtheit und Unruhe, bis schließlich in einer Flucht das Ende kam. So reiste er von Jena ab, angeblich aus Freundesliebe, um Neuffer über die verstorbene Braut zu trösten, aber wenige Wochen darauf nannte er es seinen dümmsten Streich. So schrieb er am Anfang seiner Hofmeistertätigkeit an die Mutter: „Ich dachte mir nie die Seligkeit, die im Geschäfte eines Erziehers liegt!“ und wie bald floh er aus dieser geistigen Seligkeit! „Sie werden glücklich sein, sagte beim Empfange mein Konful. Ich glaube, er hat recht,“ so schrieb er im ersten Briefe von Bordeaux. Und vorher stehen die Worte „nichts fürchten und sich viel gefallen lassen,“ gleichsam als Vorsatz. Wenige Monate darauf floh er wegen einer Kränkung und wanderte zu Fuß durch ganz Frankreich. Ist dieser immer wiederkehrende Zug im realen und geistigen Leben nicht wie ein Symbol seines ganzen Lebens? Auch hier war der Anstieg ein schöner und viel verheißender, aber mit einem jähen Umschlag fielen die Blüten ab, ehe sie die rechte Frucht getragen. „Viel anfangen und nichts vollenden ist Dilettantismus,“ hat Ibsen gesagt. Hart und grausam, ja vermessend mag es klingen, dies Wort in Verbindung mit Hölderlin zu bringen, aber Tatsache ist es, daß er ein Dilettant des Lebens war.

Erschütternd sind die Gedichte Hölderlins aus den lichten Tagen seiner Unmachtung. In den Ausgaben ist folgendes meist das letzte:

„Das Angenehme dieser Welt hab ich genossen,
Die Jugendstunden sind wie lang! wie lang! verflossen.
April und Mai und Junius sind ferne,
Ich bin nichts mehr; ich lebe nicht mehr gerne.“

„Fragment“ ist es überschrieben, Hölderlins ganzes Leben war ein Fragment. Die Sehnsucht aber wandelt gern hinauf auf die Berge und träumt in Ruinen, und oft zieht hier ein ganz besonders tiefer Klang durch das Herz wie der Laut einer Aeolsharfe.



Der begoffene Pudel

Er fühlte sich als weisen Varden
Und wiegte sich im Größenwahn;
Und Ffidorchen nannte Varden
Sich stolz und Maximilian

Wie hat er grün und gelb bepinselt,
Was hier in Deutschland auch geschah,
Und wie umwedelt und umwinselt
Den Woodrow aus Amerika!

Und, o, wie hoch saß er zu Koffe
Und sabberte und schwabbelte,
Daß selbst der rötteste Genosse
Sich fragte, ob's ihm rappelte.

Und nun in Deutschland nichts zu wollen,
Fand es der wackre Federheld
Für nützlich, sich hinwegzutrollen
In die geliebte neue Welt.

Schon sah er sich mit Lorbeerkränzen
Umwunden dort, wie nie zuvor,
Schon sah in neuem Ruhm sich glänzen
Der vielgeliebte Ffidor.

Da tönt „Ffui Deubell“ es herüber
Mit ungeheurer Lungenkraft;
Man hält bereit schon Nasenstüber
Und Pferdeäppel massenhaft.

Und langsam dämmert's Ffidoren:
Die Treu ist doch kein leerer Wahn,
Und trübe ist das Los des Mohren,
Der seine Schuldigkeit getan.

So preist der kleine, bissige Rötter
Die sanfte Schoßhundseligkeit,
Wie der gewaltige Tintentöter
Des „ewigen Friedens“ goldne Zeit.

Er pfliff umsonst den Yankeedoodle,
Denn dunkel ist der „Zukunft“ Bahn;
Und dastekt als begoffener Pudel
Der große — Maximilian!

Paul Warncke